

Drei farbige Vollbilder und mehrere Darstellungen mehr modernen Stils schmücken das Buch würdig aus.

Einzelne Verse oder Druckfehler sind bei der Korrektur, scheint es, unbeachtet geblieben, so in „Harfenlieder“ Seite 84 Zeile 4 ist vielleicht „sieh“ (statt „sie“) zu lesen; im „Heiland“ Seite 67 Zeile 14 „ihn“ (den Fuß: statt „sie“); Seite 133 Zeile 5 v. u. „Nehmet hin (statt ‚hier‘) und teilet“ u. dgl. m.

Franz Borell S. J.

Deutsche Lyrik.

Die neue Lyrik. Eine Einführung in das Wesen jüngster Dichtung. Von Rudolf Wolff. gr. 8° (68 S.) Leipzig 1922, Dieterich. Brosch. M —.70.

Rund um das Jahr 1890 setzt R. Wolff den Beginn der geistigen Bewegung an, die Quelle einer neuen Lyrik wurde. Diese neueste Literatur ist ihm kein in sich abgeschlossenes Gebilde. „Sie ist das Spiegelbild einer Generation, die in Sehnsüchten und Verzweiflungen groß geworden, einer Generation, deren tiefstes Wesen Empörung, Qual, Aufschrei, Protest ist. Sie ist das Spiegelbild einer Generation, die instinktiv das für sie einzig in Betracht kommende ergriff: das werdende, das sich entwickelnde. In bewußtem Gegensatz zu früheren Generationen haßt sie die Ruhe des Gestalteten, sucht sie Wege, die aus dem Chaos heraus zu neuem Dasein führen.“ In diesem Sinne wird der Übergang von Impressionismus zu Expressionismus, sowie die Entartung des Dadaismus gedeutet. Bei aller liebevollen Einfühlung und weitherzigen Bewertung kommt R. Wolff zu folgendem Schlußurteil: „Was hinter uns liegt, ist oft, meist sogar, Qual, Aufschrei, Protest, Sehnsucht. Von den Dichtern, die dieser letzten Generation angehören, dürften wenige ganz ausgeglichen, für Ewigkeitsdauer bestimmt sein. Sie sind Symptome ihrer Zeit, einer Zeit, deren Lebensintensität ihr vorzüglichstes Kennzeichen ist. Eine Intensität des Gefühls, wie sie nur Menschen eigen sein kann, deren Seelenleben durch Wunden reif geworden ist. Keiner dieser Dichter wird mehr sein als Verkünder dieses Leiderlebens, wird mehr in sich tragen als Sehnsucht nach Erlösung. . . . Man hat seine Zuflucht bei den bizarrsten Formen gesucht, um das alle Tiefen aufwühlende Erleben letzter Jahre in einem Schmerzensschrei zu entäußern. Man hat Töne gefunden, die so neu waren wie die Farben moderner Maler, deren psychologische Differenziertheit die bisherige Farbenskala in den Schatten stellt.“

Halb resigniert, halb hoffnungsvoll seufzt der Verfasser zum Schluß: „Man sehnt man sich nach Ruhe, nach Ausgleich. Man sehnt sich nach Frieden mit der Welt und mit sich selber. . . . Möge die künftige Generation das Glück finden, das uns versagt geblieben ist.“

An die allgemeine Kennzeichnung der jüngsten Lyrik schließen sich knappe Charakteristiken von elf Dichtern, „die als Führer unserer Jüngsten gelten können, die zum Teil noch leben, zum Teil uns durch den Krieg entrisen wurden“. Diese elf sind Ernst Stadler, Jakob v. Hoddis, Georg Heym, Alfred Lichtenstein, Albert Ehrenstein, Walter Hasenclever, Johannes R. Becher, Kurt Heynicke, Franz Werfel, Else Lasker-Schüler, Georg Trakl. Daß diese Reihe nicht Anspruch auf Vollständigkeit machen kann, hebt der Verfasser selbst hervor.

Daß die Sehnsucht nach Ruhe und Ausgleich, nach Form und Gestaltung sich zu erfüllen beginnt, zeigen die Stücke, die im Folgenden als Beispiele jüngster Lyrik vorgelegt werden.

Jakob Kneip. Auswahl und Einführung von Dr. Heinrich Gaedler. gr. 8° (84 S.) München-Gladbach (o. J.). Führer-Verlag. Geb. M 3.—

Neben sechs noch nicht in Buchform erschienenen Stücken enthält die Auswahl zwei Dichtungen aus dem „Lebendigen Gott“, das übrige ist dem „Bekenntnis“ entnommen. Weise Rücksicht auf die religiöse Seele des Volkes hat Gewagtes und Mißverständliches ausgeschieden, künstlerisches Feingefühl hat ausgelesen und geordnet, so daß das Bändchen eine durchaus erfreuliche Gabe ist.

Tief verwurzelt in Heimat und Familie ist das Dichten des Hunsrücker Bauernjungen. Stimmungsvoll und gedankenreich ist das Prosastück „Vom Pflügen“. „Hinter mir steigt die Stimme einer Lerche hoch, als sei sie meiner Seele lebendiger Gesang geworden. Aber schon haben sich die Säule ins Geschirr geworfen, und mit grimmigem Laut fährt der Pflug in die ruhende Erde und wirft wuchtig die Schollen zur Seite. Leidvoll sinken sie gegeneinander; wie Wesen, stumme, an die Erde gebannte, denen man die göttliche Ruhe gestört. Und sie zerbröckeln, sie dampfen, sie strömen einen herben Atem aus, der vermischt mit dem Geruch der Pferde und dem brauenden Morgennebel aus Feld und Wald, den Pflüger mit seltsamem Bann umgibt. Seine Seele straft sich und spannt sich zur Kampflust. Alle Sinne arbeiten mit im Takte der stampfenden Hufe und greifen in fanatischem Schaffenseifer mit der reißenden, unbarmherzigen Pflug-

schar in die berstende Erde.“ Diese Liebe zur Scholle kehrt wieder, da er sich in grauser Hast von Welt zu Welt getrieben fühlt.

„Und doch hab' ich so lieb dich, warme Erde,
Und jauchze zu der hellen Wolkenherde,
Die über meinen Berg zieht abendwärts;
Und nie wird satt dies mühsalschwere Herz,
Bis daß es, ganz von deiner Fülle trunken,
Zum Strom, woher es kam, hinabgesunken.“

Welch zwingende Kraft ist in den knappen Zeilen, mit denen die Sonntagslegende anhebt:

„Hoch am Himmelsrand,
Fern am End' der Welt
Reißt im Sonnenbrand
Ein Haberfeld.“

Diese Heimatliebe umfängt auch die Menschen kräftig und helläugig:

„Dich, mein Dorf, wie ich dich liebe in
jedem Laut;
Euch, ihr Bauern, durch viele harte Geschlechter
Mir verbrüdet tief in allem Geblüt.
O ihr neidischen, irdischen —
Dennoch treuen, hilfreichen Schollenmänner!
O ihr Mütterchen alle, leidvoll, gebückt,
Mit der Postille, dem flirrenden Rosenkranz,
Wankend, auf steinigem Pfad;
Hinübersuchend,
Scheu, voll Demut, ins himmlische Paradies.
Wie ich euch liebe —
Denn also ging,
Still und leidvoll, die eigene Mutter einst ...“

Aber durch alles Irdische hindurch geht ein ewiges Sehnen zu Gott:

„Ach, wir greifen und begreifen
Mit den Augen — ach, wir Blinden —
Doch nur aller Schöpfung Hülle.
Drüben in der großen Stille,
Drüben ist die warme Fülle
Aller Wesenheit zu finden.“

Mit Recht stehen diese Verse als Einführung vor der Sammlung. Überall bildet katholische Religiosität einen bald dämmernden bald lichtglühenden Hintergrund, immer wieder wird das Dichten zum Beten:

„O Stimme des Weltalls!
In diesem Atem
Bin ich lechzend deinem glühenden Urquell nah:
Leib, fall ab!
Klang —
Einer Vogelkehle,
Fern, ganz fern der Erde,
An den Wänden der Ewigkeit —
All meine Sinne
Lauschen und hangen
Und wittern hinüber —
D ewiges Wort Gottes!“

Mittag im Tal. Gedichte von Franz
Johannes Weinrich. gr. 8° (82 S.)
Habelschwerdt 1924, Frankes Buchhandlg.
Geb. M 3.—

In diesen Gedichten Weinrichs mit ihren gebundenen und doch so freischwebenden Rhythmen, mit ihren seltenen, manchmal seltsamen Bildern ist das träumerische Gleiten der Zeit, Glanz, Duft und Kraft des Weines, das rotblühende Ewige Licht vor dem Tabernakel.

„Stunde, Haus der schlafenden Tiere, ge-
fürstet mit Augen klar
Bist du und Krug voll Ruhe, rauchend aus
Laub und Stein.
Gott geht dir ein, mit zu den schlafenden
Tieren ein
In hellem Schein. Alles ist gut und rein
und wahr.“

So erlebt er die Mittagsstunde im Tal, des „reisenden Tages träumende Stunde, Höhe und Mal“. Bei der einsamen, verlassenen Kirche sieht er das Kommen und Gehen der Stunden.

„Einst gingen hier die Stunden aus
In Furchen, Ställe, schäumten mit der Milch
in braune Krüge.
Und gingen mit den abgeschiednen Seelen
aus dem Haus,
Und waren dunkel, golden oder klar,
Regierten Schlafen, Wachen, alle Vogelflüge
Und türmten leise an das Jahr.“

Mitten im bligenden Tag kann eine Traumstunde über ihn kommen.

„Ein Vogel ruft, die Stunde schmeckt wie
Wein
Unter den Büschen und fällt in holdesten
Rausches Schwere,
Und wird eines rauschenden Stromes Fährte,
Schiffst sich süßtönend in dich, Träumen, ein.“

Noch ein Naturbildchen: nächtiger Regen.

„Heut ist die Nacht ein dunkles Haus.
Heut fahr'n die Stern' nicht silbern aus.
Im Busche schweigt die Nachtigall.
Nur Gottes schwarzer Wasserfall
singt rauschend: Regen, Regen!“

Die letzten Verse der Sammlung geben selbstbewußt und demütig zugleich vom Tiefsten des Dichters Zeugnis:

„Hört mich, die kleine Muschel,
Den Himmel widerbrausen ...“

Den Schwung der Psalmen und franziskanische Innigkeit vereint der Lobgesang:

„Lobe den Herrn, o Leib, du schönsgeschmück-
tes Zelt und seine Lade eng!
Lobe den Herrn, o Blut, du Brunnen aus ihm
und Trunk und Strom,
Zu tränken und fahren mich in sein weißes Rom!
Lobe ihn, Mund, der du den trinkst, ohn' den
ich versänk'.
Lobet den Herrn, Atem und Mund! Lobet ihn!
Er gibt euch Gesänge ein.
Lorbeer und Feuer und Niedergeleucht bringet
ihm dar!“

Immer wieder kreisen die Gedanken und Gefühle um die heilige Eucharistie. Den Weizen auf dem Feld schaut er im Lichte des wunderbaren Sakramentes.

„Wie fühlten sich die Ähren dem Geheimnis nah,
Wenn süß der Gott zum Zaubermahle tief —
Und ihre Körner hüpfen auf den goldnen Lanzen,
Und hüpfen und erschrecken tief.“

Demütig und sehnsüchtig steht er am Zaun, wenn sich die unaussprechliche Gottvereinigung vollzieht.

„Ich stehe am Zaun von mir zu dir.
Wie wag' ich, von Verwesung grau umgrast,
In deine Wundenmale einzutauchen!
Ich bin Schakal und muß am Zaune fauchen,
Indes im Zelt das Mahl geschieht
Und deine Einkehr braust.“

Noch in die Schilderung der Mondnacht begleitet ihn die eucharistische Stimmung:

„Kommt die Nacht, dein Kabe schön,
Bringt der Mond wie weißes Brot,
Deiner Speise Bild, o Gott!“

Den Abschluß mögen drei Strophen aus dem kindlichen und doch so tiefen Gedicht „Vorm Schlaf“ bilden.

„Nun stehn die Häuser fröhlich dicht
Rings um den Marktplatz herum.
Der Brunnen reicht den Nachtrunk um,
Und Mond ist schönes Lampenlicht ...

Fühlt ihr den Atem unsres Herrn?
Er kommt, er kommt wie süßer Wein
Und will um jeden Schläfer sein
Mit Nacht und Mond und Stern.

Was wollen wir erlesen?
Nicht hier — bei ihm ein Eden!
Laßt uns mit Jesus reden
Und Schlafen gehn.“

Richard Billinger, *Über die Äcker*. Gedichte. gr. 8° (56 S.) Berlin 1923, Ernst Rowohlt.

Mit allereinfachsten Mitteln schafft dieser Oberösterreich'sche Lyrik voller Musik und Farbe. Wie weiß er die Sommerstimmung einzufangen:

„Der Garten haucht. Die Sonne glüht.
Mein Fensterchen im Wind sich müht
Und schimmert auf und schimmert zu.
Die Stube träumt in Sommerruh ...“

Dem Rufen der Abendglocke gibt er Worte:

„Abendglocke, läute
Frieden in die Welt!
Löse mich vom Heute,
Vom Pflug des Nachbarn Feld!“

„Vorm Schlafengehn“ bannt die letzten Augenblicke des Einschlummerns in träumerisch singende und schimmernde Verse.

„O Herz, nimm deine Stunde wahr!
Wie Honig schon der Sommer quillt ...
Mein Herz, das schon wie Schlummer schlug,
Wacht einmal noch vor Wonne auf,
Zut letzten, trunknen Atemzug.“

Von der Liebe des Dichters zum Einfachen, Urkümlichen zeugen auch die zwei Menschen, denen er Verse von mitreißender Ergriffenheit weihet: Die sterbende Auszüglerin und die alte, treue Magd.

Überall schwingt ein religiöser Unterton, oft ist Religiöses das herrschende Motiv. Leise pantheistisch klingt der zauberisch schöne „Feierabend“:

„Tagelöhner tragen dich, o Gott, nach Haus.
Dorfrauchfänge duften Weihrauch dir.
Abendfenster strahlen deinen Untergang.

Still im Baumgeäst
Auf dem Vogelnest
Ruhst du dich, o Gott, von ewigen Flügen aus.“

Dann wieder leuchtet das Herzstück katholischer Religiosität auf, der menschengewordene, unter Brotsgegestalt sich bergende Gott. So in dem urwüchsigen Kommunionlied:

„... Wir sind ein Mund, wir sind ein Zahn,
Sind tausend Leiber Zunge.
Wir kommen, kommen all heran,
Wir gehen das Mahl Gottes an
Im Sturm und Hungersprunge.“

Die Wandlungsglocke läutet in den Versen weiter:

„Über Wiesen tönt ein Glöcklein süß und morgenklar.
Meine Seele, wunderglaubend, neigt sich hin zum Hochaltar,
Wo in Kirchenstühlen, zum Gebet vereint,
Knieen Opfergäste, da der Herr erscheint ...
Von dem Turmewallt des Glöckleins Läuten,
Gottes Ankunft Dorf und Hof zu deuten.
Und ein Bauer hält still an den Pflug,
Ist im Geiste von dem Brote,
Luet aus dem goldnen Krüge einen tiefen Gnadenzug.“

Zu himmlischen Ufern. Gedichte von Theodor Seidenfaden. gr. 8° (58 S.) Saarlouis (o. J.), Hausen.

Die Umschlagszeichnung der Gedichtsammlung von Seidenfaden ist expressionistisch, was manchen unnötig abschrecken mag. Oft wird man geradezu an Martin Greif erinnert, z. B. „Mittag am Meere“:

„Blauseiden wiegt unendliche Flut,
Darüber die Wolken Schlafen
In brütender Sonnenglut.
Die Welt ist ein schweigender Hafen.“

Ich ruhe traumlos und allein,
Gedehnt im Sand-Gestade.
Nur eine Möwe schwingt im Silberschein
Vorbei auf lichtseligem Pfade.“

Als Gegensatzwirkung diene das Winter-
bild voll Traurigkeit und stiller Resignation:

„Der Weg liegt Schneevertiebt . . .
Starb wohl das Herz der Welt?
Ganz einsam, traurig steht
Der Weidenstumpf im weißen Feld.
Mein Fuß an einen toten Vogel stößt . . .
Er ruht von allem Leid erlöst.“

Hohe Kultur und Formbeherrschung ver-
raten die acht Sonette auf Brügge, die Stadt
der alten Kirchen, der Glockenspiele, der be-
seligten Madonnen und der von Bogenbrücken
überspannten Kanäle.

Immer fliegt der Blick hinüber zu den himm-
lischen Ufern, oft wird die Naturschilderung
zum Gebet wie in dem Frühlingslied:

„Vater!
Wenn in diesen Sonnentagen
Sinken dir der ungezählten Lieder
Erste singen,
Hängt an allen Dingen
Still und rein als Blütenkranz
Deiner Schönheit Glanz.“

Gott allein genügt. Gebete in Versen
von M. Herbert. 8° (88 S.) Köln (v. J.),
J. P. Bachem. Geb. M 3.60

„Herr, brenn mit deiner Wahrheit
Des Herzens Lüge aus,
Entzünde stille Leuchten
Ob hohlen Wortes Braus.“

So betet die Dichterin um „Reinigung“. Wirklich schweben ihre Gebetslieder wie stille Leuchten über dem hohlen Wortbraus so vieler moderner Scheinektatik und Scheinmystik.

Dem „großen Verwerfer“ dankt sie in Läuterungsschmerzen:

„Herr, deine Feuer zehren so an mir,
Daß nur der Goldkern meines Daseins bleibt.
Verbrannt, verlodert jeder Fleischeswert.“

Bunte Bilder und flackernde Gefühle halten diesem Läuterungsfeuer nicht stand. Diese Gebetslyrik ist von kühlen, gedämpften Farben und reich an Gedankengut, aber ihr eignet tief-
innerliche Herzwärme wesenhafter Gottinnig-
keit. Meist Gedankenlyrik, das ein oder andere Stück liedhaft wie Brentano oder Spee. Schmerzlich zittert die vom Krieg so bitter ge-
stellte Rätselfrage, wie Gott soviel Leid über die Menschheit kommen lassen konnte, aber das Herz kommt betend im Vertrauen auf Gott zu Ruhe.

„Seele, du wirst warten müssen.
Bette dich in Gott hinein,
Liege still in ew'gen Armen,
Wie das Kind im Wiegenschrein.“

Gewiß darf die greise Dichterin in einem Dankgebet zu Gott sprechen:

„. . . Die Ähren trug ich so still,
Mein hungerndes Land zu besäen.
Nun wogt in Lebens Abendbrot
Schnittreif mein Korn zum Mähen.“

Auch diese Gebetslieder sind kernschwere Ähren, die golden im Abendwind wogen.

Sigmund Stang S. J.